Der Fund.

Novellette von Harry Wien.

(Nachdruck verboten.)

Die meisten Ansiedler hatten die ausgebeuteten Diamantenfelder verlassen.

Sie waren es satt, erfolglos zu graben, von Monat zu Monat, ohne mehr als ein paar wertlose Diamantensplitter zutage zu fördern.

„Wollen wir auch ziehen, Tom?“, fragte Peggy ihren Bruder. „Du siehst, alles flieht! Wir sollten auch gehen. Ausharren kann hier nichts mehr nützen!“

Der schmale, hohlwangige Mensch, immer fiebernd, immer erregt, hustete.

Peggy sah ihn besorgt an. Die Anstrengung rötete sein sonst so blasses Gesicht, daß es die Farbe der feuerfarbenen Mohnblüte bekam.

„Ich weiche nicht, Peggy, bis ich einen großen Diamanten gefunden habe. Jede Nacht sagt es mir der Traum, daß ich ihn finden werde. Es sind noch mindestens zwanzig tüchtige Diamantengräber hier, die auch noch daran glauben, daß der Boden eine funkelnde Frucht bringen müsse. Außerdem tue ich Johnson den Gefallen nicht. Er lauert nur darauf, mich loszuwerden. Immer ist er mir auf der Spur, als ahnte er es, daß das Schicksal mir bestimmt, hier einen Fund zu machen. Wenn er mich dabei anträfe, einen Diamanten auszugraben — ich glaube, er wäre imstande, mich totzuschlagen, um in seinen Besitz zu kommen.“

„Du hast eine unrichtige Meinung von Johnson, Tom. Er ist nicht schlecht. Er ist nur ein Sonderling.“

„Danke für die gute Meinung, die Sie von mir haben, Miß Peggy“, sagte eine Stimme. „Höre zum erstenmal in meinem Leben, daß jemand gut von mir spricht!“

Der Nachbar war eingetreten, ohne daß die Geschwister sein Kommen gehört hätten. Er bat Peppy um Garn und eine Stopfnadel, da ihm seine Jacke in der Naht gerissen. Peggy erbot sich, den Schaden zu reparieren.

„Danke, Miß Peggy! Bleibe nicht gern, wo man mich scheel ansieht. Und hinüber in meine Villa kann ich Sie ja nicht bitten ...“

Er nahm die Nadel in die Faust und verschwand lachend in seiner Wellblechbude gegenüber.

— — —

Der Himmel über den halb verlassenen Diamantenfeldern scheint sich gar nicht aufhellen zu wollen. Tag für Tag zeigt er eine Trübung, die nur selten weicht.

Die Mienen der wenigen, die noch nach Funden suchen, werden immer verbissener. Manche sagen es gerade heraus, daß sie der Stunde fluchen, da sie der Diamantenrausch von ihren Aeckern trieb, auf denen das Brot gedieh, um hier auf dem steinigen, öden Feld eine Hoffnung nach der andern immer tiefer in den Boden zu graben.

Eines Abends, als Johnson vom Fenster seiner Wellblechbude aus Tom hatte fortgehen sehen, trat er bei Peggy ein. „Träume sind Schäume, Miß Peggy“, sagte er. „Nicht jene, denen der Traum weissagt, finden den Diamanten, sondern andere ...!“

Er zog aus der Tasche seiner blauen Leinenhose ein Schächtelchen und öffnete es. Peggy hätte fast aufgeschrien. Da lag ein großer Diamant von der so seltenen zitronengelben Färbung.

„Sie haben ihn ausgegraben, Johnson? Das ist eine schlimme Nachricht für Tom. Das kann ihn niederschmettern wie ein Blitzstrahl ...“

Johnson sagte nichts. Er hielt den Diamanten auf seiner flachen Hand. Da lag er: eine gelbliche, steinerne Blume, die noch das wahre Glänzen ihres Kelches verschloß. Erst der Schliff würde aus ihr hervorzaubern, was sie an Gesunkel zu geben hatte.

„Johnson“, flehte Peggy, „verraten Sie nichts davon, daß Sie den Diamanten gefunden haben. Sie ahnen nicht, wie Tom seine Seele an einen solchen Fund gehängt hat. Es könnte ihn niederschmettern, daß er sich nicht mehr von der Stelle erheben vermöchte!“

„Vielleicht verlangen Sie gar, daß ich Tom den Stein „finden“ lasse, Miß Peggy“, sagte Johnson finster.

Sie überhörte seinen Hohn.

„Johnson, wenn Sie das tun könnten!“ flüsterte sie mit einer Stimme, die ihm zu Herzen drang. „Lassen Sie ihn den Stein finden auf seinem „Claim“. Es würde sein letztes Glück sein. Er ist so krank, Johnson! Er kann höchstens noch ein Jahr leben. Vielleicht kaum ein halbes. Er wird den Stein nicht verkaufen. Er ist ja ein Schwärmer, dem es nicht ums Geld zu tun ist, sondern um die Verwirklichung seiner Idee. Ich werde über den Stein wachen. Ich schwöre es Ihnen. Ich bringe den gelben Diamanten so wieder, wie sie ihn dort in der Hand halten — wenn — wenn — mein armer Bruder nicht mehr lebt!“

„Sie meinen, Miß Peggy, der Zeitraum, den zu leben Tom vergönnt ist, wäre nur noch kurz?“

„Ja, Johnson! Er ist ja so krank! Immer Fieber und Husten und stechende Schmerzen.“

Johnson sah ihr in die Augen. Sie waren hell und voll zu ihm aufgeschlagen mit dem Ausdruck grenzenlosen Vertrauens. „Sie werden mit mir zufrieden sein, Miß Peggy“, sagte er. Dann ging er.

— — —

Als Tom in seinem „Claim“ einen gelben Diamanten gefunden, drängte er zur Abreise.

Die Diamantenfelder, nach denen er heiß verlangt, schienen jetzt jeden Anreiz für ihn verloren zu haben. Er schien sich nicht einmal sehr über den Fund zu freuen. Mit dem Diamanten selbst war auch der Traum von ihm verschwunden. Und dem Schwärmer schien der Traum schöner, als ein Diamant je sein konnte.

Als die Stunde zur Abreise gekommen war, wollte sich Peggy von Johnson verabschieden. Aber er war unauffindbar. Fast kam es Peggy vor, als hielte er sich absichtlich vor ihr verborgen. Monate vergingen.

Da trat eines Tages Peggy bei Johnson ein, der gerade ein wenig eingeschlummert war. Als er die Tür sich bewegen hörte, richtete er sich verschlafen auf. Er blinzelte mit den Augen und schien sich nicht klar darüber, ob er schon wache oder noch träume.

Aber da stand Peggy wirklich in einem Jakett, das er nicht an ihr kannte, und einem kleinen Schleier um den Hut.

„Hallo! Besuch? Willkommen, Miß Peggy!“ sagte er.

Sie nickte ihm zu, wickelte langsam aus einem Knäuel Seidenpapier den gelben Diamanten und legte ihn vor ihm nieder.

„Ist Tom gestorben, Miß Peggy?“ fragte Johnson.

„Tom wird gesunden. Wir waren bei einem Spezialisten von Weltruf. Er hat sich dafür verbürgt, daß Tom ein langes Leben vor sich habe. Nur eine bestimmte Kur muß er gebrauchen, um die Störungen in seinem Organismus zu beseitigen, die ihn fiebernd und hinfällig machen.“

„Was Ihnen der Spezialist gesagt hat, Miß Peggy, hätte ich Ihnen auch sagen können. Ich habe niemals daran gezweifelt, daß Tom ein langes Leben vor sich hat. Ein längeres wahrscheinlich als ich ...“

Peggy sah ihn bestürzt an mit ihren blauen Kinderaugen.

„Aber Sie haben Tom den Diamanten nur finden lassen, weil Sie glaubten, ich stelle Ihnen nach Toms Tod den Edelstein wieder zu. Wenn Sie die Gewißheit hatten, daß Tom gar nicht sterben würde, warum haben Sie dann ein so wertvolles Gut aus der Hand gegeben? Warum?“

Er sah sie so lange heiß und innig an, daß sie tief errötete. Dann zog er sie an sich und küßte sie. „Weißt du es nun?“ fragte er.

Der letzte Mensch

Die Kelter Gottes preßt und drückt uns sehr,
Du weißt nicht, was das soll und lästerst immer mehr.

Gott aber lächelt leise aus des Wissens Grund,
Und ist ihm das Herz um dich totwund.

Er will nicht dich, er will ja sich in dir,
Ihn sollst du leben ohne Eigengier.

Du sollst nur wollen, was er selber will,
Und eines Tages steht die Kelter still.

Erhoben stehst du über Raum und Zeit,
Von dir befreit und gegen dich gefeit.

Da lächelst du aus überstandner Not,
In dir erglüht der Menschheit Morgenrot.

Ein Wissen glüht in dir wie Feuerwein.
Der letzte Mensch wird lauter Liebe sein.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Besinnliches

Wohltaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

Es ist ein schönes, warmes Gefühl, Menschen froh gemacht zu haben; es ist als ob der Himmel sonniger, die Erde blumenreicher wäre!

Das tiefe und echt Menschliche ist die Grundlage aller Bildung. **W. v. H.**

Man lebt nicht zweimal, und wie groß ist deren Zahl,
Die leben auf der Welt auch einmal nicht einmal **Fr. Rückert.**

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 40 **Sonntag, den 4. Oktober** **Jahrgang 1931**

Fest des heiligen Rosenkranzes

Das Fest ist eine Verherrlichung der seligsten Jungfrau wegen des Schutzes, den sie durch das Rosenkranzgebet der Kirche gewährt; es wurde eingeführt zur dankbaren Erinnerung an den wunderbaren Seesieg der christlichen Waffen bei Lepanto am 7. Oktober 1571 und andere Siege über die Türken. —

Vom Fest ist das Rosenkranzgebet wohl zu unterscheiden. Der Rosenkranz ist eine Gebetsweise, die sich aus der mittelalterlichen Marienminne heraus entwickelt hat. Die Legende erzählt, daß dieses Gebet vom hl. Dominikus eingeführt wurde, dem es die Gottesmutter als Schutzmittel im Kampfe gegen die Albigenser empfohlen habe. Der Dominikanerpapst Pius V. hat den Rosenkranz sehr gefördert und bald wurde er zum beliebtesten Volksgebet der Christenheit, das von der Kirche mit den höchsten Lobsprüchen bedacht, mit vielen Ablässen versehen wurde.

Der Rosenkranz ist ein viel gerühmtes und viel geschmähtes, ein sehr beliebtes und ein viel verkanntes Gebet. Mag es vielen unter uns ein unverstandenes Gebet sein, die Kirche hat dieses Gebet geschaffen, sie feiert es im eigenen Feste und tausenden Christen ist es ein Lieblingsgebet geworden.

Das Rosenkranzgebet ist nicht immer gewesen. Die katholische, innige Frömmigkeit wird fruchtbar genug sein, um immer wieder neue Blüten der Volksandacht hervorzubringen. Damit man an diesen Blüten Freude haben kann, muß man selbst etwas von der Innigkeit in sich tragen, mit der das gläubige Volk sie in den Jahrhunderten geschaffen hat. Weil uns diese Innigkeit fehlt, uns Menschen des hastenden, ruhelosen, modernen Lebens, daher mag es auch kommen, daß wir so wenig Geschmack empfinden an den Schöpfungen einer kindlich frommen Volksseele. Das Rosenkranzgebet ist 700 Jahre alt und ist seitdem ein Gebet geworden, das immer wieder in glaubensinnigen Zeiten sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, in den Zeiten der Aufklärerei und der Glaubenskälte aber der Vergessenheit anheimfiel.

Wie das Leben der Gottesmutter mit all seinen Freuden, Schicksalsschlägen und Schmerzen innig verbunden ist mit dem Leben ihres göttlichen Sohnes, so ist das Rosenkranzgebet eine Gebetsform, darin mit dem vielmaligen Gruße an Maria stets verbunden wird die Betrachtung des Lebens Jesu. Darin liegt zugleich der tiefste Sinn des Rosenkranzes, daß er uns in anschaulicher Form einführt in die großen Geheimnisse des gottmenschlichen Lebens und Leidens.

Das Rosenkranzgebet ist in seiner Art ein Gebet des Glaubens. Mit dem Zeichen unseres heiligen Glaubens, dem Kreuze, beginnen wir es, das apostolische Glaubensbekenntnis legt den Grundstein, und dann lassen wir in gläubiger Gesinnung an unserer Seele die Großtaten Gottes vorüberziehen. Wir durchwandern an der Hand des Rosenkranzes die heiligen Stätten unseres Glaubens, knien voll Ehrfurcht nieder, wo das Wort Fleisch geworden ist, um unter uns zu wohnen, knien voll Ehrfurcht nieder, wo das fleischgewordene Wort sein „Es ist vollbracht!“ sprach. Darum beten wir ja auch am Eingang, daß Jesus den Glauben in uns vermehren wolle.

Und ein Gebet der Hoffnung ist der Rosenkranz. Er lenkt Seele und Sinn nach oben; er lenkt unsern Blick zum Kreuz, darin all unsere Hoffnung ist. Er lehrt uns all die Geheimnisse vom Oelgarten bis Golgatha, die mehr als alle menschlichen Worte uns Trost und Kraft schenken können. Darum greift der Mensch auch in trostlosen Stunden gern, beinahe unwillkürlich zum Rosenkranz, um sich an ihn zu klammern. Darum ist der Rosenkranz zu Hause in den Krankenstuben, wo Leid und Sorge ist. So beten wir denn auch am Eingang, daß Jesus die Hoffnung in uns stärken wolle.

Der Rosenkranz ist ein Gebet der Liebe. Spricht nicht aus jedem Geheimnis, das wir da betrachten, die unendliche Liebe Gottes? Ist nicht der Rosenkranz eine Geschichte der Liebe und Güte Gottes? Darum beten wir ja auch am Eingang, daß Jesus in uns die Liebe entzünden wolle.

Man muß den Rosenkranz nur begreifen lernen. Gewiß, das Rosenkranzgebet ist nicht leicht, man kann den Rosenkranz mechanisch beten, dann ist er nicht mehr wert als alles Lippengebet. Man kann ihn aber auch gut und mit innerer Anteilnahme, aus dem Glauben heraus und betrachtend beten.

Der Rosenkranz ist ein verständliches Gebet, er ist verständlich dem kleinen Manne, er ist tief genug, daß auch der gebildete Mensch ihn niemals ganz auszuschöpfen vermag. Er ist verständlich dem Kinde, dem man ihn mit einer lieben Empfehlung in die Hand gibt; und auch das schlichte Mütterlein weiß sich mit ihm zu helfen in seiner Not. Und fühlen wir nicht alle, wenn wir den schmerzhaften Rosenkranz beten, daß ein Stück unseres eigenen Lebens darin gezeichnet ist?

Das Volk versteht den Rosenkranz, er sagt ihm etwas, und das ist bei allen Volksandachten doch die Hauptsache. Und weil das Volk ihn versteht, betet es ihn gern, es nimmt es übel, wenn in unbedachtem Eifer oder in intellektualistischem Unverstand allzu harte Kritik an ihm geübt wird. So ist der Rosenkranz ein volkstümliches Gebet geworden. Er wird gebetet von hoch und nieder, von den Großen und den Kleinen dieser Welt, von dem einfachen Manne aus dem Volke so gut wie von den Päpsten und Bischöfen der Kirche. Ein Windthorst betete mitten in seinen parlamentarischen Arbeiten und Kämpfen den Rosenkranz und vom kaiserlichen Feldherrn Tilly des Dreißigjährigen Krieges sagt man, daß er in einer Hand den Degen, in der anderen aber den Rosenkranz getragen habe. Es liegt ein tiefer Sinn im Rosenkranzgebet; es steckt in ihm für den schlichten gläubigen Menschen mehr praktische Weisheit als in den gelehrten Büchern. Lassen wir doch darum den geplagten Menschen ihren Rosenkranz; er ist ihnen Trost und Ermunterung, er ist eine Quelle der Freude und der Kraft. Es ist vielerorts Sitte, dem toten Menschen den Rosenkranz um die erkalteten Hände zu winden. Das hat einen tiefen Sinn für den Menschen, dem der Rosenkranz im Leben ein treuer Begleiter war.

Viele sind berufen ...

Ein mächtiger und reicher König
Hält seinem Sohn das Hochzeitsmahl,
Es soll von Gästen jubeltönig
Erdröhnen laut sein prächt'ger Saal.

Drum hat er Groß und Klein geladen
Zum freudenreichen Festgelag.
Doch viel verschmähen seine Gnaden
Und geh'n gemeinen Werken nach.

Ja Manche schmähen gar und morden
Die Boten, die er ausgesandt:
Da suchten seine Kriegskohorten
Die Mörder heim mit Schwert und Brand.

Die Knechte luden dann zum Mahle
Auf allen Straßen Gäste ein,
Die strömten zu dem hohen Saale
In bunten Scharen froh herein.

Als nun der König sich die Gäste
Beschaut im Saale weit und breit,
Da sah er einen bei dem Feste,
Der trug kein hochzeitliches Kleid.

Der ward an Händen und an Füßen
Gefesselt von der Dienerschar,
Um seinen Frevel schwer zu büßen
Im finstern Kerker immerdar.

Wir Christen all' sind Hochzeitsgäste
Des Königssohnes Jesu Christ;
Doch wehe, wer zum hohen Feste
Nicht hochzeitlich gekleidet ist!

Er wird verbannt ins Reich der Qualen,
Wird den Verwerf'nen zugezählt:
Berufen sind wir allzumalen,
Doch wenige nur ausgewählt.

E. J. Schmitz.

POSTE RESTANTE

1

Erzählung von H. Lengauer.

(Nachdruck verboten.)

Meine kleine blasse Freundin Milly lehnte erschöpft von dem viertelstündigen Spaziergange, den sie an meinem Arm durch die Flucht ihrer süß mit ausgesuchtester Eleganz und feinstem Geschmack möblierten Zimmer soeben gemacht hat, im Lehnstuhl und schweigt beharrlich.

„Du Milly, glaubst du vielleicht, daß unser Moltke ein ebenso berühmter Mann geworden wäre, wenn er nur geschwiegen hätte?“

„Ach so, Klaudia, verzeihe, aber ich war wirklich ganz versunken in meinen neuen Plan, ich habe nämlich einen solchen und du sollst mir helfen, ihn zu verwirklichen, willst du?“

„Aber gewiß, Liebste, verfüge ganz über mich, du weißt, daß meine Freundschaft nicht von jener Art ist, die sich sogleich verflüchtigt, wenn ein Dienst verlangt wird.“

Und im Grunde meines Herzens denke ich mir, daß mir nichts zu schwer sein würde, wenn ich dadurch imstande wäre, die fahlen, schmächtigen Wangen meiner herzlieben Freundin wieder rosig aufblühen zu sehen, die trüben Augen derselben freudig erglänzen zu lassen und den bleichen Lippen wieder ein Lächeln entlocken zu können.

Zur Orientierung der Leser muß ich nämlich anführen, daß Milly im Laufe des vergangenen Jahres ihren heißgeliebten Gatten und ein kaum geborenes Söhnchen durch den Tod verlor, hierauf selbst in eine schwere Krankheit verfiel, von der sie zwar körperlich allmählich genas, ohne aber, daß ihr Gemüt entlastet und der schwere, auf ihrer jungen Seele lastende Druck gewichen wäre, der mich und ihre Angehörigen so schwer ängstigte.

Ganz teilnahmslos und apatisch lebte sie dahin und ich begrüßte es daher aufs freundlichste, daß sie anscheinend doch wieder etwas Interesse am Leben gewann und — wie sie sagte — einen Plan hatte.

„Nun also, was ist es und womit kann ich dir dienen?“

„Ich möchte gerne auf das Land gehen und du sollst mir eine passende Wohnung aussuchen.“

„Nichts leichter als das.“

„Oho, es ist sogar sehr schwierig, denn ich mache die verrücktesten Ansprüche.“

„Und die wären?“

„Viel schöne Natur und gar keine Menschen! Dabei müßte die Verpflegung gut und die Gegend nicht allzu langweilig sein.“

„Es müßten also doch Menschen in der Nähe sein.“

„Aber versteckt, nur wenn ich in der Stimmung bin, will ich von ihrer Anwesenheit Notiz nehmen können.“

„Also ein einsames, weltabgeschiedenes Häuschen im Hochgebirge, in der Nähe einer Stadt oder eines belebten Kurortes.“

„Ja, so ungefähr möchte ich es. Weißt du schon ein solches?“

„Noch nicht, aber ich werde noch heute auf die Suche gehen. Wie du weißt, bin ich in den oberen Regionen des bayerischen Hochgebirges bekannt, also kraxle ich einmal dir zulieb so lange dort herum, bis ich einen hochgelegenen Hof oder dergleichen finde, von dem aus man sich auch etwas anders verschaffen kann, als nur Kuhkäse, saure Milch und Mehlschmarren, obgleich auch derlei nicht zu verachten, sondern im Gegenteil äußerst gesund ist.“

Milly fiel mir um den Hals.

„Ach, Liebste, geh, geh bald, heute noch, ich sehne mich so hinaus aus der Stadt. In zwei Tagen ist alles gepackt und bis dahin habe ich einen Brief von dir, daß du etwas Passendes gefunden hast, nicht wahr?“

„Nun, ich will sehen! Schreibe auch du mir jedenfalls, damit ich erfahre, ob du deine Ansicht nicht geändert hast, was bei solch launischen Majestäten auch schon vorgekommen sein soll.“

„Sei nicht boshaft, Klaudia, ich will dir auch gewiß schreiben, aber wohin denn?“

„Ja so, das ist schwierig, wenn ich doch so herumkraxeln soll auf den Gipfeln und Hörnern! Aber halt, ich weiß es, schreibe mir nach B., du kennst den Ort, das kleine Städtchen an der Grenze, da komme ich sicher hin und hole mir deine Briefe ab. Poste restante natürlich und unter M. K., die Anfangsbuchstaben unserer beiderseitigen Vornamen, das vergißt sich nicht so leicht.“

Milly nickt zustimmend.

Dann küßt sie mich und ich fühle trotz der darin ausgedrückten heißen Zärtlichkeit doch, daß es ein Abschied sein sollte!

Nun gut, ich tue ihr den Willen.

Ich gehe heim, raffe das Nötigste zusammen und der Abendzug bringt mich schon ganz dicht an die kleinen Vorberge.

Am andern Tag beginnt die Wanderung!

Leicht ist es mir wahrscheinlich nicht geworden, etwas Passendes zu finden.

Die überall zahlreich vorhandenen schmutzig nasigen Bauernkinder mit ihrer wenig rücksichtsvollen lauten Art, die lieben, braunscheckigen Viehmütter, denen man um diese Zeit die schlachtreifen Kälblein genommen und die ihren begreiflichen Mutterschmerz allnächtlich in langgezogenen Tönen aushauchten, wären nicht geeignet ohnhin für die Nerven und den kurzen Geduldsfaden meiner erholungsbedürftigen Milly.

Endlich aber fand sich doch etwas!

Eine kleine Rokokovilla hoch oben am Berge!

Wie dieses Mirakel dahinaufkam, ist eine Geschichte für sich.

Ich will nur soviel davon erzählen, als unbedingt nötig ist.

Ein eifersüchtiger, steinalter Fürst soll sich für sein junges Schätzlein, mit leichtem Theaterblut, in diese Einsamkeit ein Schlößchen erbaut haben. Aber schon ehe der Bau vollendet war, hatte ein anderer ein Wörtlein mitgesprochen, nämlich Freund Hein, und statt in das mollige Turteltaubennestlein, stieg der Fürst in die dunkle, kalte Gruft seiner Ahnen hinab.

Die Villa aber blieb eine Zeitlang leer stehen, jetzt aber wurde sie von den Erben verkauft und vom Käufer vermietet.

Das war etwas für Milly, und da der Kostenpunkt für sie keine Rolle spielt, so wurde ich bald handelseinig.

Dabei fiel mir eine Zentnerlast vom Herzen.

Hier in dieser wonnesamen Bergeinsamkeit mußte Milly genesen und wenn sie dann wieder so weit war, daß ihr Gesellschaft wünschenswert erschien, dann fand sie solche in dem eine Stunde entfernt liegenden Höhenkurort X. und in dem 2 Stunden entfernt liegenden Städtchen B.

Dorthin lenkte auch ich meine Schritte jetzt; einesteils um einen Brief mit der Glücksbotschaft an Milly aufzugeben, andernteils um bei der Post anzufragen, ob Nachrichten für mich da seien.

Denn ganz traue ich Milly nie, was ihr an einem Tag wünschenswert erscheint, findet sie am andern unausführbar oder langweilig. Kranke Kinder haben eben Launen!

Sehr gespannt war ich deshalb, als mir der freundliche junge Beamte am Schalter ein, wie ich zu meinem Erstaunen bemerkte, rosenrotes Briefchen mit der vereinbarten Aufschrift übergab.

Mein Erstaunen aber verwandelte sich in tiefen Schrecken, als ich den Inhalt las.

Noch einmal vergewisserte ich mich der Aufschrift. Am Umschlag stand groß und deutlich, allerdings in einer mir unbekannten Handschrift:

M. K. Poste restante in B.

Der Inhalt des Briefes aber war der folgende:

Einzige, ewig Geliebte!

Alles ist verloren! Mein Vater weiß um unsere Liebe, schon morgen muß ich das Haus verlassen. Aber ich ziehe den Tod einer Trennung von Dir vor. Mache auch Du Dich bereit, von dieser schnöden Welt Abschied zu nehmen und heute noch soll es geschehen. Wenn Du wie gewöhnlich um 3 Uhr zum Stelldichein an das Pfauenhäuschen im Walde kommst, mußt auch Du, meine Geliebte, entschlossen sein, mit mir in jenes unbekannte Land zu wallen, von dem kein Wanderer je zurückkehrte. Das Gift wird mir der stets verschlossene Medizinschrank meines Onkels, des Apothekers, liefern.

Im Leben wie im Tod Dein treuer

Theobald.

Mit zitternden Fingern faltete ich das Briefblatt wieder zusammen, steckte es in den Umschlag zurück und wollte den mir nicht gehörigen Brief wieder auf der Post abgeben.

Vor dem Gebäude angelangt, besann ich mich jedoch eines Bessern.

Der Brief gehörte mir, denn er trug meine Anschrift. War ich auch nicht der richtige Empfänger, so konnte mir doch niemand einen Vorwurf daraus machen, daß ich den Inhalt des Schreibens gelesen hatte. Geöffnet war er nun einmal und wenn ich ihn abgebe, konnten auch noch andere Kenntnis von dem Inhalt nehmen, die nicht dazu berechtigt waren. Die Folgen waren unabsehbar.

Und dann noch eins:

Jeder Mensch ist verpflichtet, ein Unglück zu verhüten, wenn er dazu imstande ist.

Vielleicht konnte ich dieses rabiate Menschenkind doch noch von seinem schauerlichen Vorhaben abhalten. Viel Zeit war nicht mehr zu verlieren. Eben schlug die Bahnhofuhr die elfte Mittagsstunde. (Forts. folgt.)

Herbst

Herbst ist's worden, Winter naht.
Rauhreif fällt auf Hoffnungssaat,
Färbt die Blätter braun und rot,
Gibt dem Leben frühen Tod,
Fröstelt sich ins Herz hinein:
Was da glühte, wird zu Stein.

Herbst ist's worden. Hoffnung schwand,
Friedhofstimmung herrscht im Land.
Nicht wie einst wogt in der Brust
Liebesleid und Liebeslust.
Herbst ist's worden, Winter naht.
Rauhreif fiel auf Hoffnungssaat.

Otto Franzmeier.

Das schönste Geschenk.

Erzählung von Werner Granville-Schmidt. 1

(Nachdruck verboten.)

Ueber die roten Ziegeldächer des kleinen Fischerdörfchens an der Ostseeküste, das sich im Schutze einer Dünensenkung eingenistet hatte, fegte der Novembersturm, und rauschend brachen sich die schaumgekrönten Wogen am stein- und muschelbesäten Strand.

Hinter der ersten Dünenkette lag ein langgestreckter Holzschuppen, auf dessen Giebelfirst eine vom Sturmwind arg mitgenommene Fahne flatterte. Doch diese unscheinbare Holzhülle barg einen köstlichen Schatz, ein Rettungsboot, das schon viele Menschenleben aus Todesnot an den sicheren Strand getragen hatte.

Das einsame Dörflein war eine Station, wie sie die „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aus Seenot“ an verschiedenen Stellen der Ostküste errichtet hat.

Kühne, tapfere Männer, bereit ihr Leben für das ihrer seefahrenden Mitmenschen aufzuopfern, wohnten hier, und der kühnsten einer war Fokke Laurvig, ihr Bootsführer. Lange Jahre hatte er als Kapitän sich in allen fünf Erdteilen den Wind um die Nase wehen lassen, bis er endlich als Führer der Station in den Hafen gelaufen war. —

Es war Abend! Wie ausgestorben lagen die meisten Fischerhäuser, und nur in einem Häuschen am Ende der Siedelung herrschte reges Leben, füllte heller Lichtschimmer den kleinen, behaglich ausgestatteten Raum.

Hier wohnte Fokke Laurvig mit seiner Frau Mathilde; — und heute feierten sie ihre Silberhochzeit.

Erst spät hatte Laurvig geheiratet; er war jetzt schon ein Sechziger; aber immer noch ging er als einer der ersten mit hinaus, wenn von der tobenden Wasserfläche her Notschüsse oder Raketen zum Rettungswerk riefen. Von allen geachtet, von allen geliebt, von niemand gehaßt, lebte er glücklich in seinem Häuschen; denn dafür hatte er gespart in seiner Fahrzeit, daß er in seinem Alter ein Stückchen eigener Heimaterde unter den Füßen und ein schuldenfreies Dach über dem Kopfe hatte.

Sein einziger Stolz war sein Boot, das ihm anvertraut worden war, und vor allem sein Sohn Gerd Laurvig, der zur See fuhr wie einst sein Vater und jetzt seine erste Reise als Steuermann machte.

Heute füllte nun eine lachende, schwatzende Menge das sonst so stille Häuschen.

Im „Staatszimmer“ brannte die große Hängelampe, der holländische Kachelofen strahlte behagliche Wärme aus und aus den kurzen Pfeifen der Männer stieg der bläuliche Rauch in dicken Schwaden zur niedrigen Decke empor.

Auf dem grünen Plüschsofa, dem Ehrenplatz, hatte das Silberpaar Platz genommen. Frau Mathilde hatte eine große Kaffeetasse vor sich, die trug in Goldschrift die Widmung: „Zur Silberhochzeit“ und war ein Geschenk von den Bootsleuten der Rettungsstation. Fokke Laurvig hatte eine Barttasse mit derselben Aufschrift bekommen; die benutzte er augenblicklich aber nicht, denn er war stärkere Getränke gewöhnt. Ins Knopfloch hatte er sich ein kokettes Blumensträußchen gesteckt und der helle Schelm leuchtete ihm aus den blanken, blauen Augen, die so treulich zu dem verwitterten roten Gesicht mit dem schneeweißen Kinnbart paßten. Alle Augenblicke hob er sein dampfendes Grogglas und trank einem Freunde oder Bekannten zu.

Manchmal, wenn der Sturmwind mit eisernem Finger gar zu derbe an die klappernden Fensterladen pochte, horchten sie drinnen wohl für einen Moment auf und das Geplauder verstummte; aber bald kam die Unterhaltung wieder in Fluß; denn sie fürchteten den wilden, ungestümen Gesellen nicht, weil es ihr Beruf war, sich fast täglich mit ihm herumzuschlagen.

Als Fokke Laurvigs Blicke einmal über die Wand schweiften, wo neben seinem und seiner Frau Bild auch das Porträt eines jungen Mannes in Seemannskleidung hing, wurden seine Züge ernster und seine Stimme hatte einen weichen Klang, als er sich an die Silberbraut wandte: „Was, Mutter, wenn heute der Bernd hier wäre, das würde ein Fest?“

„Ja, hoffentlich hat er gute Reise!“ erwiderte sie, seine verarbeitete Hand streichelnd und ihre Augen wurden blank.

„Kommt er bald wieder?“ forschte ein alter Fischer, den sie Kröger-Ohm nannten und der Laurvigs Worte gehört hatte. Ein Leuchten erhellte wieder das Gesicht der Jubelbraut. „Ja, Kröger-Ohm, nächste Woche spätestens soll die Bark, wo er drauf ist, in Stettin einlaufen. Dreizehn Monate ist er nun weg!“ Ihre Augen gingen sinnend zu dem Bild hinüber und sie schien auf das Toben des Sturmes zu lauschen. Kröger-Ohm sah es und hob sein Glas. „Mutter Laurvig, heut' ist Ihr Ehrentag, und wenn Bernd auch nicht hier ist, so weilt er in Gedanken doch gewiß sozusagen unter uns. Jung Blut verdirbt nicht — und ein Laurvig erst recht nicht! Trinken wir auf Bernd Laurvigs glückliche Heimkehr!“

„Das soll ein Wort sein!“ rief Laurvig schon wieder lachenden Mundes, und Groggläser wie Kaffeetassen klangen aneinander.

Liebhabereien über Ehe.

I.

Liebste!

Es ist mir eigentlich lästig, dir schon wieder einen „Liebesbrief“ schreiben zu müssen. Aber da wir bei unserer Hochzeit abgemacht haben, am Tage ihrer Wiederkehr uns brieflich jedes Jahr einmal zu sagen, was der eine am anderen auszusetzen hat, so komme ich dieser Pflicht mit einigem Unbehagen nach.

Was also mißfällt mir an dir?

Zunächst, daß du mich nicht hie und da einmal einen ganzen Tag für mich allein lässest. Ich weiß selbst nicht, wie das kommt. Aber ich verlange zuweilen sehnlich danach, mir allein überlassen zu sein. Reise fort, oder laß mich verreisen, ohne daß du die Miene der vereinsamten Frau machst! Du mußt einsehen lernen, daß wir Männer ab und zu eure Liebe wie Bevormundung empfinden. Dann erwacht das Verlangen nach Unabhängigkeit oder wie du es nennen willst. Meistens erkennen wir ja schon am ersten Tage, daß wir ohne euch Frauen nicht mehr auskommen. Aber wir brauchen diese Erkenntnis, und es ist von euch töricht genug, sich dagegen zu stemmen.

Dann tyrannisiere mich nicht mit deinem Ordnungs- und Reinlichkeitssinn. Ich schätze das alles, so lange es nicht meine Bequemlichkeit einengt. Die Wohnung ist schließlich für uns da, nicht wir für die Wohnung. Was hab' ich von all den Dingen, die du stickst und nähst, wenn ich sie nicht gebrauchen darf. Nun sind unsere Zimmer aber keine Puppenstuben und wir keine Puppen. Also kann die Unordnung nicht ausbleiben. Sie gehört zum Leben. Darum nimm sie mit in Kauf. Richte deine Hausarbeit aber bitte so ein, daß du nicht von Montags bis Samstags Hausputz hältst. Du weißt, ich fühle mich nicht „zu Hause“, wenn die Möbel tagelang aufeinandergetürmt stehen.

Setz' deinen Stolz nicht darein, die Kleider, die ich dir kaufe, nur im Schrank hängen zu haben. Für dich habe ich sie gekauft, für dich und für mich. Ihr Frauen nennt uns Männer Egoisten. Gut, dann richte wenigstens du dich danach und kleide dich nicht nur dann fein, wenn du zu deinen Freundinnen gehst. Deine beste Freundin wird dich beneiden, wenn du ein neues Kleid trägst. Dein bester Freund, dein Mann, freut sich königlich, wenn er sieht, daß du dich ihm zulieb schmückst.

Quäle mich nicht bei jeder freien Minute mit rein häuslichen Angelegenheiten. Ich weiß, mit welcher Sorgfalt du alles ordnest und überlegst. Ich will von dir keine Rechenschaft über deine Geldausgaben. Du bist doch nicht meine Hausangestellte! Frage aber auch nicht, wo ich mein Taschengeld gelassen habe. Was wir haben, gehört uns beiden gemeinsam, und jeder muß beim anderen voraussetzen, daß er damit umzugehen weiß. Nimm es mir auch bitte nicht übel, wenn ich den mehr oder weniger interessanten Geschichten aus deinem Kaffeekränzchen nicht allzuviel Aufmerksamkeit entgegenbringe.

Du weißt, meine Zeit ist immer sehr knapp. Mein Beruf zwingt mich, jede Minute auszunutzen. Dadurch werden die Nerven dauernd in Spannung gehalten. Wartenmüssen verursacht mir richtigen Nervenschmerz. Den kannst du mir ersparen, wenn du bei unseren Ausgängen rechtzeitig mit deinen Vorbereitungen fertig bist. Da von dem Manne mehr als von der Frau durch den Beruf Pünktlichkeit verlangt wird, ist diese Pünktlichkeit ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Er empfindet es als peinlich, irgendwo zu spät zu kommen. Sei du nach Kräften bemüht, nicht Ursache einer Verspätung zu sein.

Wenn ich aber einmal eine „schlechte Laune“ habe, wie Frauen das so nennen, dann hab Geduld und laß mir Zeit! Es gehen uns Männern mehr Dinge durch den Kopf, als Frauen ahnen. Manches löst sich von selbst in Wohlgefallen auf. Wenn wir nicht mehr aus noch ein wissen, kommen wir schon von selbst zu euch. Dein ruhiges Abwarten entwaffnet mich ja doch viel eher, als wenn du mit Gewalt in irgend eine Angelegenheit eindringen willst.

Nun hoffe ich, dir genug „Liebes“ gesagt zu haben, und ich bin gespannt, was ich zu hören bekomme.

Dein H.

(Fortsetzung folgt.)

* Entnommen dem reichhaltigen Christl. Familien-Kalender 1932. Verlag Fredebeul und Koenen, Essen.